

## Denken im Dialog: Martin Buber und Franz Rosenzweig

Prof. Dr. Christian Wiese

Festvortrag zur Vernissage am 23. April 2023

Enthüllung eines Gemäldes zu Martin Buber und Franz Rosenzweig von Mike Kuhlmann in der Buber-Rosenzweig-Stiftung und Geschäftsstelle des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude und Ehre, aus Anlass dieser Vernissage den Festvortrag halten zu dürfen – wenn ich auch nur virtuell zugegen sein kann. So kann ich mich nur von ferne für die Einladung bedanken, zu Ihnen zu sprechen, tue das aber um so herzlicher.

Über Martin Buber und Franz Rosenzweig, über ihr Dialogdenken zu reden, müsste eigentlich bedeuten, vor allem über ihre Philosophie nachzudenken: über Bubers Dialogphilosophie in seinem vor 100 Jahren erschienenen berühmten Werk *Ich und Du*, über Rosenzweigs ‚Neues Denken‘, über sein Meisterwerk *Der Stern der Erlösung*, während des Ersten Weltkriegs entworfen und 1921 veröffentlicht.

Ich möchte jedoch – auch mit Blick auf das Bild von Mike Kuhlmann, das nachher enthüllt wird, etwas Anderes als einen philosophischen Fachvortrag versuchen: nämlich eine Geschichte erzählen über die dialogische Freundschaft der beiden Philosophen, darüber, wie sie in den 1920er Jahren in vielerlei Hinsicht ihr Denken im Dialog miteinander entwickelten, so dass ihre Namen in der Geschichte des deutschen Judentums vor 1933 für allezeit miteinander verbunden blieben. Die beste Grundlage für diese Geschichte ist die einzigartige Korrespondenz zwischen ihnen, sind die über 600 Briefe, die in den nächsten Jahren im Frankfurter Projekt „Buber-Korrespondenzen Digital“ zugänglich gemacht werden.<sup>1</sup>

Bubers Briefwechsel mit Rosenzweig ist in der Tat, wie Grete Schaeder urteilte, „der tiefste und wichtigste, den er geführt hat – und nicht Briefe des einen *oder* des anderen, sondern nur der *Briefaustausch*, der zu manchen Zeiten Tag um Tag erfolgte, kann einen adäquaten Eindruck von der Intensität und Bedeutung dieser Gemeinschaft vermitteln“.<sup>2</sup> Diese Briefe begleiteten die vielen Besuche Bubers in Rosenzweigs Haus in den 1920er Jahren – in der Zeit der

---

<sup>1</sup> <https://www.adwmainz.de/projekte/buber-korrespondenzen-digital/informationen.html>.

<sup>2</sup> G. Schaeder, Martin Buber. Ein biographischer Abriß, in: M. Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. 1: 1897-1918, hrsg. v. G. Schaeder, Heidelberg 1972, 19-141, hier 77.

schweren Krankheit Rosenzweigs – der fortschreitenden amyotrophen Lateralsklerose, die zu einer vollkommenen Bewegungs- und Sprechlähmung führte und es ihm bald nur noch erlaubte, mit Bewegungen der Augenlider zu kommunizieren. Im Spiegel des Biografischen werde ich jedoch auch auf eine inhaltliche Facette des dialogischen Denkens Bubers und Rosenzweigs zu sprechen kommen – auf ihr Verständnis des Dialogischen in der Beziehung zwischen Judentum und Christentum.

Dass die beiden Denker in eine so intensive Beziehung zueinander traten, war angesichts ihrer sehr unterschiedlichen Lebens- und Denkwege, die sich erst zu Beginn der 1920er Jahre in Frankfurt zu berühren begannen, alles andere als selbstverständlich. Buber – 1878 in Wien geboren und bei seinem Großvater im galizischen Lemberg im Umfeld des chassidischen Judentums Osteuropas aufgewachsen – war acht Jahre älter als der aus einer jüdisch-liberalen, stark akkulturierten Kasseler Familie stammende Rosenzweig.

Als sie einander begegneten, hatte Buber bereits eine Reihe von Wandlungen vollzogen: von dem von Nietzsche und Stefan George faszinierten jungen Intellektuellen in den Denker, der sich um die Jahrhundertwende dem politischen Zionismus Theodor Herzls und dann dem Kulturzionismus Achad Haams und der Idee einer ‚jüdischen Renaissance‘ zuwandte, schließlich dann in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg – im Gespräch mit Gustav Landauer – sozialistischen und anarchistischen Ideen von Gemeinschaft. Bekanntheit hatte er vor allem dadurch erlangt, dass er einem deutschen Lesepublikum die Welt chassidischer Mystik zugänglich gemacht hatte – in den *Geschichten des Rabbi Nachman* oder *Die Legende des Baalschem*. 1916 war er nach Heppenheim gezogen, wo er die Zeitschrift *Der Jude* herausgab und sich in *Ich und Du* in das Thema des Dialogs als des anthropologischen Prinzips des Menschen vertiefte.

Ganz anders Rosenzweig: Nach anfänglichen Medizinstudien und dem Studium der Geschichte und Philosophie promovierte er 1912 bei Friedrich Meinecke zum Thema *Hegel und der Staat* – eine akademische Karriere schien vorgezeichnet. 1913 waren es intensive Diskussionen mit seinem christlichen Cousin Rudolf Ehrenberg und dem jüngst zum Christentum konvertierten Philosophen Eugen Rosenstock-Huussy, die eine Krise auslösten und ihn an die Grenze der Konversion brachte, eine Krise als Wendepunkt, an deren Ende sein berühmter Satz stand „Ich bleibe also Jude.“<sup>3</sup> Es folgten Studien bei Hermann Cohen, die freiwillige Meldung als Soldat, die ersten Entwürfe von *Der Stern der Erlösung* an der Front in Mazedonien. Es war die diasporische Philosophie eines Nichtzionisten, der im Gegensatz zu

---

<sup>3</sup> F. Rosenzweig an R. Ehrenberg, 31.10.1913, in: ders., *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften (Briefe und Tagebücher)*, Bd. I/1: 1900-1918, hrsg. v. R. Rosenzweig, Den Haag 1979, 132.

Buber wahre jüdische Existenz im Exil verortet sah, jenseits politischer Weltgestaltung, insbesondere auch im ‚Zweistromland‘, wie er später sein Verständnis des Verhältnisses von Judentum und Deutschtum nannte, zwischen den nährenden Strömen jüdischer und europäischer Kultur. Sein Weg führte ihn nach Frankfurt, in das intellektuelle Umfeld von Rabbiner Nehemia Anton Nobel. Hier vollzog er den Abschied von allen Plänen für Habilitation und Universität und übernahm 1920 die Aufgabe, das *Freie Jüdische Lehrhaus* aufzubauen.

Dies ist auch der Zeitpunkt, an dem Buber und Rosenzweig in Beziehung zueinander traten, zunächst vorsichtig und distanziert. 1919 schickte Rosenzweig Buber das Manuskript des *Stern der Erlösung*, um 1921 bei einem Besuch in Heppenheim festzustellen, dass Buber es noch nicht gelesen hatte. In dem Brief von 1919 hatte er Buber bereits eröffnet, dass er wohl nie wieder ein solches Werk verfassen werde – er habe hier bereits die Summe seines geistigen Daseins gezogen: „Mein Eigentlichstes, soweit man das Eigentlichste als Buch geben kann, habe ich hier gegeben. Nur im Leben, nicht mehr im Schreiben, sehe ich noch Zukunft vor mir.“<sup>4</sup> Es folgen persönliche Begegnungen – im August 1922 bittet Rosenzweig um Bubers Besuch und deutet das Fortschreiten seiner Krankheit an: „Wenn Sie wieder einmal hier sind, so kommen Sie doch bitte ruhig zu mir; ich bin zwar nicht mehr so, daß ich mich jedem zumuten kann, aber sie gehören zu denen, denen ich mich zumuten *möchte*.“<sup>5</sup> Anfang September bereitet er Buber darauf vor, wie er ihn vorfinden werde:

„Sehr verehrter Herr Doktor, ich glaube, ich muss Sie doch etwas auf mich vorbereiten; ich merke, daß Sie mehr aufs Mündliche verschieben, als es wird tragen können. Also: außer dem Gehen ist gerade meine Sprache zerstört; ich bin zwar noch zu verstehen, mehr als es Ihnen im ersten Augenblick scheinen wird, man kann sich daran gewöhnen; aber die Sprache klingt wie von einem uralten Mann und kommt furchtbar mühsam heraus, mühsam noch mehr für den andern als für mich; alle Nuancen sind mir unmöglich. Im Gesicht bin ich, wenn ich nicht gerade spreche, ziemlich unverändert. Ich habe einen Pyjama an. So – nach diesem tragikomischen Rendezvous-Signalement werden Sie über den ersten Schrecken leicht hinwegkommen.“<sup>6</sup>

Wie sehr Rosenzweig Buber persönlich und intellektuell schätzte, lässt sich daran ablesen, dass er ihn für geeignet hielt, die federführende Mitgestaltung des Frankfurter Lehrhauses zu

---

<sup>4</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, undatiert (vermutlich August 1919), in: M. Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. II: 1918-1938, hrsg. von G. Schaefer, Heidelberg, 1973, 54-56, hier 56.

<sup>5</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, 19.8.1922, in: Buber, Briefe, Bd. 2, 114 f., hier 115.

<sup>6</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, undatiert (wahrscheinlich September 1922), in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 124.

übernehmen, da sie sich in ihren Bildungskonzeptionen nahe standen und die Überzeugung teilten, die Vermittlung jüdischen Wissens könne nicht im frontalen Lehren bestehen, sondern müsse sich in dialogischer Form vollziehen, so dass sich die Grenze zwischen Lehrenden und Lernenden auflöste – in eine Lerngemeinschaft. Buber übernahm diese Aufgabe mit Engagement und führte sie nach Rosenzweigs Tod, gerade auch während der Nazi-Zeit, nun im Sinne eines geistigen Widerstands fort. Aber nicht nur das: Auch dass Buber 1924 an der Frankfurter Universität zu lehren begann, hat mit Rosenzweig zu tun. Rosenzweig überzeugte Buber gegen dessen großes Zögern, diese Aufgabe zu übernehmen, und schaffte es, auch die jüdische Gemeinde davon zu überzeugen, die Kandidatur dieses alles andere als orthodoxen Intellektuellen zu unterstützen. An den Syndikus der Israelitischen Gemeinde, Eugen Mayer, der starke Bedenken gegenüber Bubers Beschäftigung mit der Mystik hegte, schrieb Rosenzweig, er habe früher dieses Misstrauen geteilt, doch dessen neueren Arbeiten ließen doch „einen ganz anderen Buber als den Verfasser des geschwellenen Baalschem ahnen“. Seit er ihn persönlich kennengelernt habe, schätze er ihn in seiner „absoluten Echtheit, genauer: Echtgewordenheit“, als redlichen, verlässlichen Menschen und als Wissenschaftler von imposanter Gelehrsamkeit, auch im Bereich judaistischen und hebräischen Wissens, gegen die er sich selbst „als einen Zwerg“ empfinde.<sup>7</sup>

Das bedeutet nicht, dass Rosenzweig Buber unkritisch gegenüberstand – im Gegenteil. Als Buber ihm 1922 seine Entwürfe zu *Ich und Du* zur kritischen Lektüre zusandte, hielt mit grundsätzlichem Widerspruch nicht hinter dem Berg. Was ihn beunruhigte, war weniger die berühmte Aussage ‚Der Mensch wird erst am Du zum Ich‘, sondern die aus seiner Sicht allzu grundsätzliche Unterscheidung der Grundworte ‚Ich und Du‘ und ‚Ich und Es‘ – eine Idealisierung von Ich-Du Beziehungen auf Kosten der Abwertung der konkreten materiellen Lebenswirklichkeit der Welt, die notwendigerweise auch von Ich-Es-Beziehungen geprägt sei. „Sie geben dem Ich-Du im Ich-Es einen Krüppel zum Gegner.“<sup>8</sup> „Lieber Herr Doktor – ich bin ein sehr uneigennütziger Ritter des Es, jetzt mehr als je. *Interessiert* bin ich hinter meinen verhängten Fenstern jetzt wahrhaftig nur noch an Ich und Du. Aber trotzdem. Was soll denn aus Ich und Du werden, wenn sie die ganze Welt und den Schöpfer verschlingen müssen? Religion? Ich fürchte mich – und schüttle mich vor dem Wort wie immer wenn ich es höre. *Um Meinet- und Deinetwillen* muß es noch etwas anderes geben als – *Mich und Dich!*“<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> F. Rosenzweig an Eugen Mayer, 23. 01. 1923, in: ders., *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften* Bd. I/2: 1918–1929, hrsg. von R. Rosenzweig und E. Rosenzweig-Scheinmann unter Mitwirkung von B. Casper, Den Haag 1979, 882-885, hier 882 ff.

<sup>8</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, undatiert (wahrscheinlich September 1922), in: Buber, *Briefwechsel* Bd. 2, 124-128, hier 125.

<sup>9</sup> Ebd., 128.

Buber dankte Rosenzweig darauf für die „große, großartige Kritik“ und forderte ihn auf, mit Blick auf die weiteren Teile „die gleiche gütige Unerbittlichkeit und strenge Rückhaltlosigkeit zu bewahren“.<sup>10</sup> Wenig später schrieb Rosenzweig: „Ich habe nun die Tage in ihrem Buch gewohnt, und es ist mir gegangen, wie es ja eigentlich auch einem Leser gehen *soll*: Das Fremde des ersten Tages hat sich verloren.“<sup>11</sup> Dabei sei ihm aber auch deutlich geworden, was dialogisches Denken zwischen ihnen beiden im eigentlichen Sinne bedeute: Ein völlig fremdes Denken gehe einen vielleicht nichts an, anders aber dort, „wo ein Lebensweg des Denkens ganz oder streckenweise gemeinsam (und seis in der Gemeinsamkeit des Gegeneinanderkämpfens) gegangen ist“<sup>12</sup> – hier erwachse die Pflicht, sich ganz hineinzubegeben in das Denken des Anderen, gerade in der Differenz. Als Buber nicht sofort antwortete, war er besorgt, dieser könne ihm seine Freimütigkeit übelgenommen haben. Buber erwiderte, vom ersten Besuch Rosenzweigs in Heppenheim an habe er das reine, kritische Gespräch mit ihm geschätzt, das Gespräch so wie man es „in einem irgendwie messianistischen Traumwunsch, im Verkehr mit allen Menschen pflegen zu dürfen sich wünscht“. „Sie“, so fügte er am Schluss hinzu, „sind einer der wenigen Menschen, mit denen ich in diesem Jahrzehnt habe Briefe ‚wechseln‘ können; oft holen Sie mich aus der Höhle heraus, zuweilen ist sie stärker.“<sup>13</sup>

Viele Beispiele ließen sich für Rede und Gegenrede in der Korrespondenz zwischen den beiden Philosophen anführen, auch solche, die Grundsätzliches, Konflikthafes ansprechen. Um es nur anzudeuten: Was Bubers Verständnis des Judentums betrifft, insbesondere seinen kritischen Blick auf die religionsrechtliche Dimension der Tora und die rabbinische Literatur, das „Gesetz“, so nahm Rosenzweig starken Anstoß. 1924 veröffentlichte er in Bubers Zeitschrift „Der Jude“ einen mit „Die Bauleute. Über das Gesetz. An Martin Buber“ überschriebenen Essay – seine einzige öffentliche Kritik an Buber, mit der beschwörenden Bitte, seine Verhältnisbestimmung von ‚Offenbarung und Gesetz‘ zu überdenken. In diesem Appell scheint ein grundlegender Dissens zwischen Buber und Rosenzweig auf. Die Briefe aber, die beide in diesem Kontext wechselten, blieben dem kritischen dialogischen Argument, dem wechselseitigen Verstehensversuch verpflichtet.

Einig waren sich Buber und Rosenzweig hingegen mit Blick auf die Frage, ob und in welcher Weise ein Dialog zwischen Judentum und Christentum möglich sei. 1924 schrieb Rosenzweig an Buber, drei oder vier Jahrhunderte habe „Totenstille“ geherrscht zwischen Christen und Juden, seit der Aufklärung noch deutlicher: „Der Christ ignorierte den Juden, um ihn tolerieren

---

<sup>10</sup> M. Buber an F. Rosenzweig, 14.9.1922, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 128-130, hier 128.

<sup>11</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, 20.9.1922, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 134-136, hier 134.

<sup>12</sup> Ebd., 135,

<sup>13</sup> M. Buber an F. Rosenzweig, 28.9.1922, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 138-139, hier 138 f.

zu können, der Jude den Christen, um sich tolerieren zu lassen.“ Jetzt, in einer neuen Ära des Antisemitismus, die Rosenzweig kommen sah, war ein Dialog um so wichtiger: „Was aber zu machen ist, ist daß diese Ära der Verfolgungen auch eine der Religionsgespräche wird wie die mittelalterliche und daß die Stummheit der letzten Jahrhunderte aufhört.“<sup>14</sup> Wie diese Religionsgespräche aussehen sollten, um wahrhaft dialogisch zu sein, haben beide – Buber und Rosenzweig – in den 1920er Jahren auf eindrucksvolle, auch für den christlich-jüdischen Dialog der Gegenwart bedeutsame Weise zur Sprache gebracht.

Rosenzweigs *Der Stern der Erlösung* beinhaltet beides: eine präzedenzlose Würdigung des Christentums als eines ganz eigenständigen, dem Judentum ebenbürtigen Heilsweges, aber auch den Akzent auf der klaren Differenz zwischen beiden Religionen. Rosenzweigs Interpretation des Christentums lässt sich vor allem auch als Akt jüdischer Selbstvergewisserung verstehen, in derer seine Beinahe-Konversion zum christlichen Glauben vor dem Ersten Weltkrieg bearbeitete und sein Jüdisch-Bleiben philosophisch begründete. Das lässt sich insbesondere an dem berühmten Briefwechsel Rosenzweigs mit seinem Freund Eugen Rosenstock-Huessy in Feldpostbriefen während des Ersten Weltkriegs dokumentieren. Rosenzweig betonte darin seine Weigerung, die Überzeugung vom besonderen Eigencharakter des Judentums in einer Symbiose mit der Kultur und Umwelt des christlichen Abendlandes aufgehen zu lassen. Als Rosenstock-Huessy ihm darauf eine eigentümliche „Verstocktheit“ bescheinigte, akzeptierte Rosenzweig das Verdikt, wandte es aber ins Positive. Die Verstocktheit des Judentums sei „ein christliches Dogma“ – „Aber ist sie, kann sie auch ein jüdisches sein?“<sup>15</sup> Nur aus der Perspektive des Christentums erscheine die Bewahrung jüdischer Identität als beharrliches Festhalten an einem Irrtum. Beurteile man sie hingegen aus der Perspektive des Judentums, so sei diese „Verstocktheit“ vor allem treue Bejahung der eigenen Wahrheit. Gerade und nur deshalb könne das Judentum das Christentum als einen von sich selbst verschiedenen, in der Geschichte parallel verlaufenden, gleichberechtigten Heilsweg anerkennen.

Rosenzweig zufolge lebt Israel bereits jetzt, inmitten der Geschichte, in der Gegenwart Gottes, erfreut sich der göttlichen Herrlichkeit, gehorcht – in seinem Ritus – der göttlichen Offenbarung und nimmt die Erlösung aller Völker symbolisch vorweg. Der Preis, den es dafür zu zahlen hat, ist sein Rückzug aus der aktiven Gestaltung der Weltgeschichte, ist das Exil. An seiner Statt ist es das Christentum, das um die Seelen der Menschen kämpft, das Geschichte gestaltet, die Tora – in ihrer christlichen Interpretation – zu den Völkern bringt und damit zu

---

<sup>14</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, 20.9.1922, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 189.

<sup>15</sup> F. Rosenzweig an E. Rosenstock-Huessy, Oktober 1916, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd I/1, 231.

einer Verbreitung jüdischer Werte unter den Völkern beiträgt. Die Aufgabe des Judentums aber besteht darin, das Christentum daran zu erinnern, dass es noch nicht am Ziel ist – an die Unerlöstheit der Welt. Beide Religionen sind aufeinander angewiesen: Ohne das Christentum würde sich das Leben des Judentums in einem leblosen Leben erschöpfen, in dem es in Ewigkeit bloß seine Innerlichkeit, seine Reinheit, seinen spirituellen Reichtum bewahren würde. Die Welt außerhalb Israels bliebe unerlöst. Andererseits liegt die Aufgabe des Judentums gegenüber dem Christentum darin, „das ewig mahnende Denkmal eures Nochnicht“ zu sein. Die Juden sind darin unbequeme Mahner: „Mögen sie fluchen, mögen sie donnern, mögen sie sich kratzen so viel sie wollen, sie werden uns doch nicht los, wir sind die Laus in Ihrem Pelz [...] wir sind der innere Feind – verwechseln Sie uns nicht mit dem Äußeren!“<sup>16</sup>

Rosenzweigs Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog nach der Shoah liegt vor allem im Erbe seiner präzedenzlos positiven Würdigung des Christentums und seines Anspruchs auf die Anerkennung der Gleichberechtigung von Judentum und Christentum – beide Traditionen verkörpern zwei differente heilgeschichtliche Wege, sind jedoch zugleich einander ergänzende, aufeinander angewiesene, im Dialog miteinander stehende Annäherungen an ein und dieselbe messianische Utopie. Für die dialogische Begegnung dieser beiden Traditionen folgt daraus ein Verhältnis der Achtung aus der jeweiligen Treue zum Selbst heraus – „Entdeckungsreise“ statt „Zweikampf“, wie Rosenzweig 1918 an Hans Ehrenberg schreibt,<sup>17</sup> wechselseitige Bestärkung im Anderssein.

Im Denken Martin Bubers finden sich auffällige Parallelen. Der Mensch, von Gott angesprochen und in die Verantwortung gerufen, in der ‚Zwiesprache‘ zwischen Gott und seiner Kreatur stehend, befindet sich unvermeidlich in einer pluralen Konstellation. Im Geleitwort zu der interreligiösen Kulturzeitschrift *Die Kreatur*, die Buber zwischen 1926 und 1930 gemeinsam mit zwei christlichen Denkern herausgab, ist betont, dass Religionen einander in ihren Wahrheitsansprüchen zwangsläufig widerstreiten. Religiöse Vielfalt und Differenz sind Folge des Fragmentarischen des göttlichen Wortes in der Sphäre der Geschichte, in der kein Mensch, keine Religion volle Erkenntnis der Wahrheit beanspruchen kann. Ist Dialog in dieser Situation möglich? Laut Buber ja: aber nur im Bewusstsein der Spannung zwischen Gemeinsamen und Differenz. Um dialogisch zu sein, bedarf der Dialog zweier Pole: auf der einen Seite der wechselseitigen Offenheit, eines „Sich-einander Auftun(s)“, auf der anderen Seite der Bindung an das Eigene, der „Strenge und Klarheit des eigenen Beschlosseneins“.<sup>18</sup>

---

<sup>16</sup> F. Rosenzweig an E. Rosenstock-Huessy, 7.11.1916, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I/1, 280 f.

<sup>17</sup> F. Rosenzweig an H. Ehrenberg, 9. Mai 1918, in: ders., *Gesammelte Schriften* Bd. I/2, 556.

<sup>18</sup> Geleitwort, in: *Die Kreatur* 1 (1926), 1.

In seinem 1929 veröffentlichten Essay „Zwiesprache“ verlieh Buber, wie Rosenzweig, der Hoffnung Ausdruck, es sei eine „Zeit echter Religionsgespräche“ angebrochen, im Gegensatz zu den dialogisch verkleideten Monologen der Vergangenheit, eine Zeit „nicht jener so benannten Scheingespräche, wo keiner seinen Partner in Wirklichkeit schaute und anrief, sondern echter Zwiesprache, von Gewißheit zu Gewißheit, aber auch von aufgeschloßner Person zu aufgeschloßner Person. Dann erst wird sich die echte Gemeinschaft weisen, nicht die eines angeblich in allen Religionen aufgefundenen gleichen Glaubensinhalts, sondern die der Situation, der Bangnis und der Erwartung“.<sup>19</sup>

Bubers interreligiöse Dialogik wäre also missverstanden, wenn man sie im Sinne einer relativistischen ‚Gleich-Gültigkeit‘ aller Religionen deutete. Er konnte, auch wenn er – gerade mit Blick auf Judentum und Christentum – immer wieder auch ihre dialogische Verwiesenheit aufeinander hervorhob, die Differenz scharf betonen – so in seiner Schrift *Zwei Glaubensweisen* nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Glaube des Judentums und der Glaube des Christentums sind, so endet das Buch, „wesensverschieden, jeder seinem menschlichen Wurzelgrund gemäß, und werden wohl wesensverschieden bleiben, bis das Menschengeschlecht aus den Exilen der ‚Religionen‘ in das Königtum Gottes eingesammelt wird“, sie hätten einander jedoch bis dahin „Ungesagtes zu sagen und eine heute kaum erst vorstellbare Hilfe einander zu leisten“.<sup>20</sup>

Doch zum Schluss noch einmal zurück zum gemeinsamen Dialogdenken Bubers und Rosenzweigs. Das bedeutsamste – und im wahrhaftesten Sinne im Dialog erschaffene – Zeugnis und Vermächtnis der Freundschaft Bubers und Rosenzweigs ist das Projekt der ‚Verdeutschung der Schrift‘, das sie 1925 begannen. Wir wissen darüber durch den Text dieser einzigartigen Bibelübersetzung mit ihrem besonderen Klang und durch die Forschung, die ihr gewidmet wurde. Wir wissen von dem Anliegen, Gottes Wort für die Gegenwart neu hörbar zu machen, auch von dem Versuch, die hebräische Sprache in die deutsche Kultur einzuschreiben – gegen die exklusiven Tendenzen des deutschen politischen Diskurses.

Weit unbekannter hingegen ist der genaue Prozess der gemeinsamen Arbeit an der ‚Verdeutschung‘. Auch darüber geben die Briefe Auskunft, vor allem aber eine Quelle, über die gerade ein gemeinsames Projekt des Buber-Rosenzweig-Instituts in Frankfurt und des Rosenzweig Minerva Research Center in Jerusalem entsteht: 5.000 Seiten der sog. ‚Arbeitspapiere‘, in denen Buber und Rosenzweig sich gemeinsam über den Wortlaut ihrer Bibelübersetzung austauschten – Entwürfe und Gegenentwürfe, Kritik und Korrektur,

---

<sup>19</sup> M. Buber, *Zwiesprache*, in: ders., *Werke*, Erster Band: *Schriften zur Philosophie*, München / Heidelberg 1962, 175-214, hier 180.

<sup>20</sup> M. Buber, *Zwei Glaubensweisen*, 2. Aufl. (Neuausgabe), mit einem Nachwort von D. Flusser, Gerlingen 1994, 183.

intensives Ringen um die angemessene Übersetzung des Hebräischen in ein Deutsch, das dem Klang und Rhythmus der Ursprache der Hebräischen Bibel nahe kommen und zugleich dem deutschen Lesepublikum die ursprüngliche ‚Gesprochenheit‘ des offenbarten biblischen Wortes vernehmbar machen sollte. Diese Dokumente erlauben den Blick mitten in die Werkstatt der ‚Verdeutschung‘, in ein schöpferisches Dialogdenken, das noch faszinierender erscheint durch das Wissen darum, wie Rosenzweig sich in diesen Jahren fortschreitender Lähmung jedes einzelne Wort abringen musste.

Die Jahre der gemeinsamen Arbeit waren Jahre einer sich vertiefenden Freundschaft, auch durch die regelmäßige persönliche Begegnung. Rosenzweig brachte den Wert, den er dieser Freundschaft beimaß, vielfach zur Sprache. Im September 1925 schickte er Buber anlässlich der Vollendung der Übersetzung des Buches Genesis ein Gedicht, in dem er ihn mit ‚Du‘ redete. Als Buber ihm darauf tatsächlich das ‚Du‘ anbot, schrieb Rosenzweig, das auszusprechen, falle ihm „gar nicht schwer; dazu habe ich das Du im Stillen schon viel zu oft gesagt. Den Abstand zwischen uns macht gar nicht so sehr der Altersunterschied [...], sondern ein Gefühl in mir, dem ich bisher durch die gewohnte Briefüberschrift Ausdruck geben durfte; fast bedaure ich, daß das jetzt stillos wäre; aber es bleibt ja als mein verschwiegener Unterton, wie bisher das verschwiegene Du“.<sup>21</sup>

Die Arbeit an der „Verdeutschung“ war für beide von kaum zu überschätzender Bedeutung. Buber wurde durch sie zu seinen großen Bibelkommentaren inspiriert, die in den 1930er und 1940er Jahren erschienen: *Königtum Gottes* (1934), *Der Glaube der Propheten* (1939) und *Moses* (1941). Rosenzweig scheint lange Zeit aus dem gemeinsamen Wirken seine Kraft zum Weiterleben geschöpft zu haben. Im August 1929 berichtete Buber ihm, er habe aus Jerusalem das Angebot erhalten, an der dortigen Hebräischen Universität zu lehren, und überlege, wie dies mit dem Fortgang der Übersetzung zu vereinbaren sei. „Sage mir nun, Lieber“, schrieb er, „was Du denkst. Und darf ich Dich bitten, diesen letzten Satz buchstäblich zu nehmen: was Du denkst?“<sup>22</sup> Rosenzweig, um seine Zustimmung gebeten, antwortete: „Lieber Freund, ich hatte gehofft, daß mir dieses Ja erspart bleiben würde.“ Etwas anderes als das ‚Ja‘ komme nicht in Frage. Schließlich sei der Schritt nach Jerusalem „um Zions willen“ und von Bubers Lebens- und Denkweg her unbedingt notwendig. Er sprach jedoch auch seine Befürchtung aus, dass Buber nun die Zeit fehlen würde, das Werk zu vollenden. Und so bat er ihn, wenigstens zu erwirken, dass er in den folgenden fünf Jahren nur zeitweise in Jerusalem zugegen sein müsse.<sup>23</sup>

---

<sup>21</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, 29.9.1925, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 238.

<sup>22</sup> M. Buber an F. Rosenzweig, 15.8.1929, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 338 f., hier 339.

<sup>23</sup> F. Rosenzweig an M. Buber, 18.8.1929, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 342 f., hier 342.

Buber schrieb darauf an seine Frau – Paula Winkler: „Dieser Brief hat mir, wie Du Dir denken kannst, einen tiefen Eindruck gemacht. Es scheint mir danach, als ob ich erst fortdürfte, nachdem diejenigen Bücher der Bibel, die ernste Schwierigkeiten bereiten, beendet sein werden; und das bedeutet noch eine Arbeit von mindestens 3 Jahren.“<sup>24</sup>

Diese Zeit war Rosenzweig und ihrer beider Freundschaft nicht vergönnt. Wenig später, am 10. Dezember 1929, starb Franz Rosenzweig. Buber wahrte dem gemeinsamen Werk die Treue – ein einsames Unterfangen, beschwert durch die zeitgeschichtlichen Umstände, unterbrochen durch die Zäsur von Nazi-Herrschaft, Emigration, Krieg und Völkermord: Erst 1959 vermochte der inzwischen Einundachtzigjährige an den letzten Teil der ‚Verdeutschung‘ zu gehen, erst 1961 konnte die Vollendung dieses Lebenswerks im Hause Bubers gefeiert werden – im Gedenken an Rosenzweig und in dem Bewusstsein, dass das deutsche Judentum, für das die Übersetzung gedacht war, nicht mehr existierte.

1956, Jahrzehnte nach Rosenzweigs Tod, veröffentlichte Buber in Jerusalem einen Text unter dem Titel ‚Rosenzweig und die Existenz‘. Darin betonte er den Zusammenklang zwischen dem Dasein eines Philosophen und der Suche nach philosophischer Wahrheit, nach der Bewährung dieser Wahrheit – ‚nicht in den Momenten der Höhe dieses Daseins, sondern gerade in den Momenten seines Elends, in der Angst, in der Verzweiflung‘.<sup>25</sup> Mancher Philosoph des 20. Jahrhunderts, so Buber, und er nennt den Namen Martin Heidegger, habe diese Bewährung vermissen lassen, im Gegensatz zu Rosenzweig, der sein Denken in seiner Existenz und mit seiner Existenz verwirklicht habe. Buber endet mit einer bewegenden Würdigung Rosenzweigs, die sich zugleich als persönliche Bilanz ihrer dialogischen Freundschaft liest – mit der folgenden Passage möchte ich schließen:

„Franz Rosenzweig ist ein Denker, der seinen Anteil an der Wahrheit bewährt hat. Der Raum dieser Bewährung ist ihm von einer grausamen und geheimnisvollen gnadenreichen Schickung zugemessen worden. Statt, wie er am Schluss des ‚Sterns der Erlösung‘ angedeutet hatte, in das nicht mehr deutende, sondern wirkende ‚Leben‘ einzutreten, verfiel er im Jahr nach der Veröffentlichung des Werkes einer Krankheit, die von keinem als so ungeheuerlich empfunden werden muß wie von einem Denker, weil sie zwar nicht den Gedanken, aber dessen Äußerung lähmt. Ich kann aus dem einzigartigen Kontakt in sechsjähriger Zusammenarbeit bezeugen, wie Rosenzweig, immer tiefer in den Abgrund des Siechtums sinkend, seinem Dienste

---

<sup>24</sup> M. Buber an P. Winkler, 20.8.1929, in: Buber, Briefwechsel Bd. 2, 343 f., hier 344.

<sup>25</sup> M. Buber, Rosenzweig und die Existenz [1956], in: ders., Der Jude und sein Judentum. Gesammelte Aufsätze und Reden, Darmstadt 1993, 807-809, hier 807.

unverbrüchlich treu blieb. Die große Lehre, die ich damals von dem jüngeren Freunde empfing, war die der Vereinigung von Glauben und Humor in solcher Probe. Glaube ist ein Vertrauen, das jeder Situation standhält; aber Humor ist eine Annahme des Daseins, wie immer es sei, in lächelndem Vollzug. Das Bezwingendste an dem kranken Rosenzweig war, bei schwer gehemmter Beweglichkeit der Lippen, sein unzerstörbares Lächeln, und bei einer aufs Äußerste behinderten physischen Äußerungsfähigkeit, seine Scherze, Der Humor war hier ein Diener des Glaubens, aber er war auch dessen Milchbruder. So sieht wahrheits-bewährende Existenz aus.“<sup>26</sup>

---

<sup>26</sup> Ebd., 808 f..